

SCHRIFTSTELLER

LAUTENSACK

Hübsch animalisch

Seine Zeit- und Zunftgenossen priesen ihn als „Satanisten der Erotik“. Der Literat Franz Blei wiederum rühmte die „nie klagende Armut, die katholische Demut dieses bäurischen Dichters“. Gottfried Benn entdeckte in ihm schlicht „das Schwein als Genie“.

Heinrich Lautensack, 1881 im niederbayrischen Vilshofen geboren und in der Bischofsstadt Passau aufgewachsen, beschrieb in seinen exaltierten Gedichten, Brettli-Versen, Prosastücken und Schauspielen meist possenhafte, immer deftige, die Bettfreuden und Beichtstuhl-Nöte seiner Landsleute aus dem Bayerischen Wald.

Er lieferte bajuwarisch stilisierte „Documente der Liebesraserei“ (so der Titel einer lyrischen Lautensackiade) und gab, nebst teilfrommen „Altbayrischen Bilderbogen“ in Prosa, unter anderem eine „Pfarrhauskomödie“ voller Weihrauch und Priester-Sex zum besten.

So explosiv allerdings diese Mischung von Brunst und Inbrunst auch sein mochte — besonders wirksam, dafür sorgten die Polizeizensoren des deutschen Kaiserreichs, war sie nicht.

Lautensacks Stücke wurden während seines kurzen Lebens zwar gedruckt; gespielt jedoch wurden sie in Deutschland erst nach dem Ersten Weltkrieg und nach dem Tod des Autors — er starb 1919 mit 37. Die restlichen Lautensack-Produkte, oft mit graphischen Zutaten (etwa von Alfred Kubin und Max Beckmann) als Liebhaberausgaben in geringer Auflage publiziert, sind längst verholten.

Nun aber soll der Passauer Poet neu und gründlich entdeckt werden: Im Oktober bringt der Münchner Carl Hanser Verlag seine „Gesammelten Werke“ auf den Markt. Das erste Lautensack-Buch seit vierzig Jahren zeigt nun endlich (so Herausgeber Wilhelm



Dichter Lautensack
„Grad taumelnd ist mir“

Lukas Kristl) „den ganzen Lautensack, den Lyriker, Dramatiker, Prosaisten“**.

In jedem Fall zeigt es ländlich-katholische Lautensack-Typen, die nach des Dichters Willen „hübsch animalisch aus- und einatmen“. In der „Pfarrhauskomödie“ etwa schwängert Hochwürden Achatius Achaz seine Köchin Ambrosia und möglicherweise auch noch deren Aushilfskraft.

Im Einakter „Medusa“ (Untertitel: „Aus den Papieren eines Mönchs“) vereinigt sich eine häßliche Krämerstochter mit ihrem Bruder zu schwülem Liebesgestammel. In der Komödie „Hahnenkampf“ (Schauplatz: „Zu Hauzenberg, einem Marktflücken im Bayerischen Wald“) balgen sich sechs „Liabhaber“ — Feuerwehrhauptmann, Braumeister, Apotheker, Polizeikommandant, Schullehrer und Gendarm — bis zum Mord um die hübsche, wohlfeile Innocentia.

Und nicht minder derb, komisch und bayrisch geht es in Lautensacks Lyrik zu. Neben einem mystischen „Text zu einer Kantate“ mit dem Titel „Via crucis“ (Herausgeber Kristl: „Phantastischer Surrealismus, erhabene Besoffenheit und bigottisches Delirium“) machte sich der Donau-Dichter beispielsweise einen Vers auf „Das Korsett“ („Weh! könnt' ich mein Mieder lüften!“). Er verfaßte einen Monolog „Onan“ und eine „Apotheose des Bidets“; er dichtete: „Dein Leib, der ist ein Garten reich, darin ich selig weide; in seiner Mitten glüht ein Teich...“

Einen Teil seiner Verse hatte der jugendliche Lautensack für die „Elf Scharfrichter“ geschrieben — unter ihnen: Regisseur Otto Falckenberg, Dramatiker Frank Wedekind, Verleger Reinhard Piper —, die 1901 in einer Schwabinger Kneipe ihr Kabarett eröffneten, das in die Literaturgeschichte eingegangen ist.

* Links: Berliner Premiere 1920 mit Lucie Höflich und A. E. Licho. — Rechts: Frank und Tilly Wedekind in Wedekinds „Die Zensur“ 1909 in München.

** Heinrich Lautensack: „Das verstörte Fest. Gesammelte Werke“. Carl Hanser Verlag, München; 536 Seiten; 36 Mark.

Lautensack, Sohn eines Jahrmarkttrödlers, war vor der Jahrhundertwende nach München gekommen, um Geometer zu werden. Doch Schwabing sagte dem eher melancholischen Bruder Lustig mehr zu. Der „Passauer Lackl“ mit Zwickel und hohem Stehkragen, „ein magerer, langer, grotesk aussehender Kerl mit einer schwarzen Mähne und aufgerissenen Gesicht“ (Falckenberg), wurde „Henkersknecht“ bei den „Scharfrichtern“.

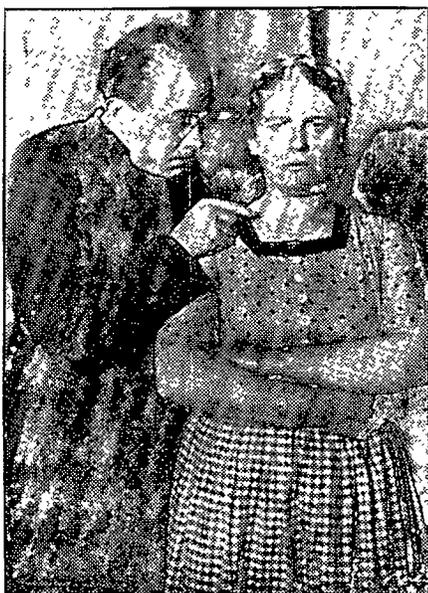
Er diente der Brettli-Diva Marya Delvard—Kristl: „Urmutter aller Vamps auf Bühne und Filmleinwand“ — als Hausdichter und Liebhaber und heiratete mit 23 die Kabarettistin Dora Stratton.

Nach Auflösung der Münchner Kleinst-Bühne landete Lautensack in Berlin, ohne Dora, brettli-müde und abgerissen wie je. Er hielt sich durch Übersetzungen am Leben, schrieb für die Expressionisten-Zeitschriften „Die Aktion“ und „Das neue Pathos“, verfaßte einen parodistischen Kriminalroman und ging schließlich, seit 1910 mit der Chanson-Sängerin Betty Eisner verheiratet, als Dramaturg zum „Kinematographen“. Lautensack: „Die berühmte Henny Porten hält große Stücke auf mich.“

Weniger hielten die Zensoren von den Stücken Lautensacks. Der sexzentrische Dramatiker, ein Bewunderer von Frank Wedekind („Frühlings Erwachen“), mochte schreiben, was er wollte — seine niederbayrischen Bett-hupferl wurden für die Bühne ebenso verboten wie manche der erotomanischen Wedekindereien.

1912 suchte Lautensack in der „Aktion“ nach „einem Weg zur Überwindung des Zensors“: „Baldowern — ei ja: baldowern wir uns eine Gelegenheit aus, dergegenüber die Polizei einmal ohnmächtig ist mit ihrer ewigen und schnell bereiten Umstellung und Aushebung, als ob's faktisch das infamste Verbrechernetz gälte. Mit einem Wort... Gründen wir das Heimliche Theater.“

Das „Heimliche Theater“ kam nicht zustande. Statt dessen zog Lautensack,



Lautensacks „Pfarrhauskomödie“
„Baldowern wir uns ...“



Lautensack-Idol Wedekind*
... eine Gelegenheit aus“

der „verwehte Sendling eines obskuren katholischen Bauernlandes“ (Kristl), als Telegraphist nach Samland in den Ersten Weltkrieg. Als der Krieg fast zu Ende war, war es mit Lautensack ganz aus: Der Dichter („Und grad taumelnd ist mir“), zeitlebens ein Experte für Räusche und Ekstasen, wurde wahn-sinnig. Kristl: „Die Nachricht vom Tode seines — vermeintlichen — Meisters Wedekind löste die Katastrophe aus.“

Dem Ex-„Scharfrichter“ Otto Falckenberg zufolge kam der Zusammenbruch 1918 bei Wedekinds Totenfeier auf dem Münchner Waldfriedhof: „Hinter den bedeutendsten Vertretern von Literatur, Theater und Kunst aus ganz Deutschland war ein bunter Schwarm von zweideutigen Mädchen und halb-wüchsigen Burschen erschienen... Und mitten unter ihnen: Heinrich Lautensack, eine Leiter bald auf den Schultern, bald von ihr herab einen Kurbelkasten bedienend, soben mit einem Filmoperateur aus Berlin eingetroffen... mit seinen riesigen ungelinkten Armen und gellendem Geschrei die irre Menge für eine Aufnahme dirigierend.“

Als der Sarg hinabgesenkt wurde, so berichtet Falckenberg, durchbrach Lautensack die mühsam wiederhergestellte Ordnung, warf einen Kranz roter Rosen ins Grab, stürzte nieder und schrie: „Frank Wedekind, meinem Lehrer, meinem Vorbild, meinem Meister — dein unwürdigster Schüler.“

Lautensack starb ein Jahr später, Anfang 1919, in der Nervenheilanstalt von Eberswalde bei Berlin. Kritiker Alfred Kerr trauerte ihm nach: „Sollst gesegnet sein, armer Lautensack.“

Der Segen kam schnell. Noch im selben Jahr wurde in München mit Hermine Körner und Wilhelm Dieterle sein Schauspiel „Das Gelübde“ (Hauptschauplatz: das Kapuzinerkloster zu Maria-Hilf) uraufgeführt. 1920 folgte, mit Lucie Höflich, die Berliner Premiere der „Pfarrhauskomödie“. Sie provozierte Applaus und Skandal, brachte es auf 200 Berliner Aufführungen und wurde anschließend auf mehr als 100 deutschsprachigen Bühnen nachgespielt.

Mit demselben Stück soll Heinrich Lautensack jetzt auch fürs deutsche Theater wiederentdeckt werden. Denn nicht nur der Hanser Verlag, auch Maria Schell ist um eine Lautensack-Renaissance bemüht. Ihre Wandertruppe, mit der sie Anfang Oktober von Salzburg über Stuttgart auf Tournee geht, hat neben Genets „Zofen“ auch Lautensacks „Pfarrhauskomödie“ bereits gründlich einstudiert.

LYRIK

SYLVIA PLATH

Daddy Panzer-Mann

Ihr junger Ruhm ist nur Nachruhm: Die englischsprechende literarische Welt wurde auf die amerikanische Poetin Sylvia Plath erst aufmerksam, als sie sich umgebracht hatte.

Am 11. Februar 1963 wurde die junge Lyrikerin tot in ihrer Londoner Wohnung gefunden; sie hatte die Gashähne aufgedreht und den Kopf in den Herd gesteckt. Dieses „private Auschwitz“ (so „Time“) war das psychologische Ende im dreißigsten Jahr eines psychopathischen Lebens. Um Sylvia Plath bildete sich „der Mythos eines poetischen Märtyrertums“ („Newsweek“).

Die Tochter eines im ostpreußischen Grabow geborenen Professors für Entomologie (Insektenkunde) an der Boston University und einer Amerikanerin war ein Sprach-Wunderkind. Als Dreijährige sagte sie Hunderte lateinischer Insektennamen auswendig her — ihrem Vater zum Gefallen.

Der Professor starb, als Sylvia zehn Jahre alt war. Sein Tod schlug dem sensiblen Kind ein Trauma fürs Leben. Alles, was sie hinfort tat, so erklärte Sylvia Plath später, tat sie unter einem Zwang. Durch ihre Lyrik geistert die übermächtige Vaterfigur als ein intellektueller Tyrann mit „einer Liebe zu Folterbank und Schraube“.

Als Teenager schrieb Sylvia Gedichte und Geschichten, die in US-Zeitschriften wie „Mademoiselle“ und „Seventeen“ gedruckt wurden. Damals schon war ihr die Poesie ein Mittel zur psy-



Lyrikerin Sylvia Plath: „Jede Frau befet einen Faschisten an“

chischen Abreaktion — aber nur ein unzulängliches Hilfsmittel.

Denn mit 19, nach einem unglücklichen Monat als Gast in der Redaktion einer New Yorker Frauenzeitschrift — Sylvia versuchte vergebens, sich wie ihre Freundinnen mit leichter Liebe zu amüsieren —, verkroch sie sich im Haus ihrer Mutter in Wellesley (Massachusetts) unter der Veranda und schluckte 50 Schlaftabletten.

Nach drei Tagen wurde Sylvia Plath gefunden, erwachte im Krankenhaus und (so rekapitulierte sie in einem Gedicht): „Sie mußten rufen und rufen und die Würmer von mir klaben wie klebrige Perlen.“

Ins Normalleben zurückgerufen wurde die Seelenkranke mit langwierigen Schock-Behandlungen. Unter dem Pseudonym Victoria Lucas hat sie später auch ihre weiteren Selbstmordversuche beschrieben; der Ton ist lakonisch: „An diesem Morgen versuchte ich mich aufzuhängen“*.

Das autobiographische Buch, kurz vor Sylvias Freitod in England erschienen, endet mit der Entlassung der Romanheldin aus dem Sanatorium. Die Autorin Sylvia Plath ging nach ihrer Entlassung aus der Klinik mit einem Fulbright-Stipendium nach England und heiratete in Cambridge den britischen Dichter Ted Hughes. Es begann ein Doppelleben: Tags war Sylvia Hausfrau und versorgte ihre zwei Kinder, Frieda und

Nicholas; nachts schrieb sie Gedichte, deren Verse Angst, Haß und Todessehnsucht bekennen — „Ich zerbreche nun in Stücke, die wie Keulen umherfliegen... Der Blutstrahl ist Poesie, unstillbar.“

Erst zerbrach die Ehe mit Hughes; dann zerbrach Sylvia Plath. Sechs Monate lang schrieb sie noch ihre Gedichte — wie in Rage, oft sechs pro Nacht. Am 4. Februar 1963 kam sie mit ihren Kindern zu Freunden. Sie blieb sechs Tage. Dann ging sie allein in ihre Wohnung zurück und vergaste sich.

Vor ihrem Selbstmord, nach der Veröffentlichung ihres Gedichtbands „The Colossus“, war Sylvia Plath den Literatur-Beobachtern nicht sonderlich aufgefallen. Eine Woche nach ihrem Tod bereits kursierte in Londons literarischen Zirkeln ihr nachgelassenes Poem „Daddy“ als Sensation — es ist ein Haßliebesang auf ihren deutschen Vater, den sie zum „panzer-man“ mit „Meinkampf look“ dämonisiert:

... Daddy, ich habe

dich töten müssen.

Du starbst,

bevor ich Zeit hatte —

Marmorschwur,

ein Sack voll Gott ...

Ich konnte nie

mit dir reden.

Die Zunge blieb

stecken.

Ich steckte in einer

Stacheldrahtschlinge.

Ich, ich, ich, ich,

ich konnte kaum

sprechen.

Ich hielt jeden

Deutschen für dich.

Und diese obszöne

Sprache,

Eine Maschine,

eine Maschine,

Die mich wie einen

Juden fortstößt.

Ein Jude nach Dachau,

Auschwitz, Belsen.

Ich begann wie ein

Jude zu reden

Mir scheint, ich könnte

gut ein Jude sein ...

Ich war immer

in Panik vor dir,

Du mit deiner

Luftwaffe,

deinem Würdenträger-

Sermon

Und deinem korrekten Schnurrbart

Und deinem Arler-Auge, strahlend blau.

Panzer-Mann, Panzer-Mann, oh du —

Nicht Gott, sondern ein Hakenkreuz,

So schwarz, daß kein Himmel hindurchbricht,

Jede Frau befet einen Faschisten an,

Den Stiefel im Gesicht, das rohe-rohe

Herz eines Scheusals wie du ...

Ich war zehn, als sie dich begruben.

Mit zwanzig versuchte ich zu sterben,

Um zu dir zurückzufinden, zurück, zurück ...

Die Endzeile dieses „phantastischen, ödipalen, blechtrommelnden Kinderlieds“ (so ein amerikanischer Kritiker) kündigte das Ende aller Versuche an, zurückzufinden: „Daddy, Daddy, du Bastard, ich hab's geschafft.“

Zehn Monate nach Sylvias Selbstmord und der Entdeckung ihres lyrischen Vatermords zählte der Londoner Verlag Faber & Faber, der unter dem Titel „Ariel“ die posthum gesammelten Plath-Gedichte publizierte, eine für Lyrik ungewöhnlich hohe Auflage: 15 000 verkaufte Bände. In diesem Jahr wiederholte sich der Erfolg in Amerika: „Ariel“ wird von US-Rezensenten als bedeutender Beitrag zu einer wieder mit Herzblut geschriebenen modernen Lyrik gefeiert.

Poet und Professor Robert Lowell im Vorwort zur amerikanischen „Ariel“-Ausgabe: „Sylvia Plaths Gedichte spielen russisches Roulette — mit sechs Patronen in der Revolvertrommel.“

* Victoria Lucas: „The Bell Jar“, Verlag William Heinemann, London; 260 Seiten; 18 Shilling.